

Erfahrungen mit einer Projektwoche

Projektwoche! Ich muß gestehen, ich gehöre nicht zu denen, die das pädagogische Funkeln in den Augen haben, wenn das Thema "Projektwoche" in einer Gesamtkonferenz erörtert wird. Ich ertappe mich auch schon einmal beim Lästern, wenn sich ein Kollege über den pädagogisch unmöglichen Termin kurz vor den Sommerferien beschwert. Ehrlich gesagt, habe ich zu keinem Zeitpunkt Lust. Sei er so pädagogisch, wie er will. Ich weiß genau, Schule muß sich reformieren, muß sich den veränderten Lebens- und Lernbedingungen anpassen, muß weg vom kognitiven Belehren und hin zum Betrachten, Entdecken und Erleben. Ich will das alles selber und arbeite in dieser Richtung. Aber weshalb wird das als pädagogischer Imperativ immer ausgerechnet dann gefordert, wenn man auf dem letzten Loch pfeift. Gerade dann soll zum großen Sturm geblasen werden. Motivierend soll eine Projektwoche sein, ganz anders, Schule schon, der pädagogische Auftrag, dabei aber - irgendwie - unschulisch, fächerübergreifend, horizonterweiternd. Eben Schule, wie sie theoretisch immer schon gedacht, aber praktisch gar zu selten vorkommt. So verstanden ist eine religionskundliche Projektwoche Teil einer pädagogischen Parusieerwartung, gleichsam didaktischer Gründonnerstag; Jesus kennen wir, aber wer ist der Esel, auf dem er geritten kommt? Man wird einwenden, daß all das unpädagogisch gedacht und bitte doch die Frage besserer Planung sei. Zwei Einwände, ein theoretischer und ein praktischer. Der theoretische: Auch wenn man eine Last zu einem anderen, besser geplanten Zeitpunkt schultert, bleibt sie eine Last; vielleicht mit dem einen Unterschied, daß sie besser zu (er)tragen ist. Der praktische Einwand: Wie viele gut geplante Unterrichtsstunden sind ganz anders gelaufen als gewünscht?

Ein weiteres Problem: Gute Projekte müssen relativ sorgfältig vorbereitet werden. Das kostet Kraft, Zeit und gar nicht selten Geld, das man selber aufbringt. Nachdem man zum dritten Mal Bar Mizwar gefeiert hat, schon sämtliche Kirchen im näheren und weiteren Umkreis kennt und sich Muslime und Buddhisten die Klinke in die Hand gegeben haben, mag ein Lehrer einen Projektvorschlag ersehnen, der sinnvoll ist, sich als Selbstläufer entpuppt und - man wagt es kaum zu sagen - bei dem er sich vielleicht sogar erholen kann. Der reformpädagogische Glaube an die Allmacht ausgeklügelter didaktisch-methodischer Konzeptionen ist - Gott sei Dank - vorbei und einem gesünderen Pragmatismus gewichen: weniger ehrgeizige Lernziele, Methoden, bei denen der Lehrer nicht mehr als Medien-Irrwisch herumkaspert muß und bescheidenere Maßnahmen, die den Gegenstand wieder mehr ins Zentrum rücken. All das ist bei diesem Projekt der Fall.

Die Planung: Das Projekt Es soll um die Gestaltung der Umwelt Jesu gehen; und zwar so, daß den Schülern Menschen und Lebensumstände der neutestamentlichen Zeit allmählich vor Augen treten.

Mit Hilfe des Bausatzes von Heinemann/Arndt "Komm, wir bauen eine Stadt!" sollen auf Kartonvorlagen gezeichnete Häuser, Beduinenzelte, eine Römerfestung, eine Synagoge, ein Brunnen etc. bemalt, ausgeschnitten und anschließend zusammengeklebt werden. Auf einem Berg aus unterschiedlich großen Pappkartons wird auf diese Weise die Rekonstruktion einer Stadt aus der Zeit Jesu entstehen.

Ergänzend zum Bausatz gibt es zwei Hefte Kopiervorlagen: "Zeit und Umwelt Jesu" und "Jesus", in denen zu verschiedenen Fragen der Alltagswelt und der neutestamentlichen Überlieferung von Jesus Arbeitsblätter angeboten werden. Sie bieten jeweils ein kleines, leicht verständliches Referat zum Thema, ein Bild zum Ausmalen und ein Leerfeld, in dem die Schüler ihre Arbeitsergebnisse selbständig in Form eines kurzen Textes zusammenfassen können. Das Themenblatt "Am Brunnen" erklärt den Schülern beispielsweise die Wichtigkeit des Wassers als Lebensgrund-

lage. "Nur dort, wo genügend Wasser vorhanden ist, können Menschen leben. [...] So entstanden die großen Kulturen der Frühzeit in Flußtäälern. [...] Schon in der Nomadenzeit lernten die Israeliten, Brunnen zu graben ... die Erfindung der Zisternen machte es möglich, auch dort Dörfer und Städte zu gründen, wo kein Quellwasser zur Verfügung stand. [...] Um das seltene Regenwasser möglichst völlig aufzufangen, waren überall in der Stadt Gräben und Kanäle angelegt..."

Aus dieser Darstellung ergeben sich zwangsläufig weitere Überlegungen: Wo befand sich demnach eine solche Zisterne? Wie mußten die Kanäle beschaffen sein? Wieso faulte eigentlich bei dieser Hitze das Wasser nicht? Durch die Anschauung des Stadtmodells und problemorientierte Gespräche können die Schüler Lösungsansätze suchen und Antworten finden.

Personen: Die Arbeit mit Schere, Buntstiften und den eigenen Fingern erfordert etwas handwerkliches Geschick und Konzentration, stellt aber insgesamt keine sonderlich hohen Anforderungen an die Fähigkeiten der Schüler. Der Umgang mit dem Begleitmaterial setzt vor allem Neugier und die Bereitschaft voraus, sich auf ein Thema etwas dauerhafter einzulassen.

Beides gemeinsam - eine gewisse Geschicklichkeit und Neugier - bringen vor allem Schüler der Jahrgangsstufe 5/6 mit. Sie malen gern und häufig selbstvergessen und stellen Fragen, wenn etwas nicht einsichtig erscheint. Die Begleittexte sind leicht zu verstehen und sprechen für sich selbst. Noch jüngere Schüler mögen durch den relativen Anspruch der für sie zu kniffligen Bastelaufgaben überfordert werden, ältere sich durch den, auf sie, comichaft wirkenden Anstrich unterfordert fühlen. Die Nennung einer genauen Teilnehmerzahl ist wie gewöhnlich schwierig. Sicher wird kein Lehrer einer Schülerin die Mitarbeit verwehren, die sich just an diesem Morgen mit ihrer besten Freundin vertragen hat. Auch der Schüler, der aufgrund von Erst- und Zweitwahl das schwere Los einer mehrtägigen Trennung von seinem besten Freund zu tragen hätte, sollte nicht ungetröstet nach Hause gehen.

Insgesamt glaube ich aber nicht, daß das Projekt als Obergrenze mehr als 20 Schüler verkraftet. Sicher kann man im Bedarfsfalle einige Bastelbögen fotokopieren und so den Planungsrahmen behelfsmäßig erweitern. Dieses Verfahren stößt allerdings schnell an seine Grenzen und sieht eher nach Beschäftigungstherapie als sinnvoller Projektarbeit aus. Bei weniger als 10 Teilnehmern müßte in einem Planungsgespräch gemeinsam mit den Schülern darüber nachgedacht werden, wo sinnvoll gekürzt werden kann, ohne daß echte Einbußen passieren. Brunnen, Römerlager und Synagoge müßten unter allen Umständen gebastelt, auf einige Marktstände oder Häuser könnte gegebenenfalls verzichtet werden.

Zeitplan zum Projekt: Komm, wir bauen eine Stadt

Freitag: Erstes Treffen der Projektgruppe, Kennenlernen, Ideen, Wünsche, Vorstellung des Projekts, Nennung der notwendigen Arbeitsmaterialien

Projektwoche (täglich von 8.00-12.00 mit den entsprechenden Pausen)

1. Tag: Montag: Ausgabe der Arbeitsmaterialien, Erklärungen, Bildung von Gruppen zu Themenbereichen: z.B. Brunnen, Marktplatz, Römerlager, Nomaden, ..., Beginn der Arbeit an den einzelnen Objekten
2. Tag: Dienstag: Ausgabe der themenspezifischen Informationsblätter zur Unterstützung des Verständnisses, Information und Weiterarbeit an den Objekten
3. Tag: Mittwoch: Vorstellung und Erklärung der Objekte durch die Arbeitsgruppen, gemeinsame Beratung zur Gestaltung der Stadt. Beginn der Arbeiten am "Stadtberg"
4. Tag: Donnerstag: Abschluß der Arbeiten am Stadtberg, Fertigstellung der Stadt
5. Tag: Freitag: Präsentation der Arbeitsergebnisse, 'feed back'

Ort, Zeit, Rahmenbedingungen. Eines der bestechendsten Merkmale dieses Projekts ist der geringe Einsatz an Mitteln. Letztlich ist jeder normale Klassenraum geeignet, wenn es in ihm einmal ‚chaotischer‘ zugehen darf als gewöhnlich. Einzeltische zum Ausschneiden, Bemalen und Kleben, Gruppentische zur Bearbeitung der Arbeitsblätter und ein größerer Freiraum zur Erbauung der Stadt sind völlig ausreichend. Ein Supermarkt in der Nähe wäre nicht schlecht. So können Pappkartons leichter be- und entsorgt werden.

Das Zeitbudget hängt in erster Linie von den allgemeinen Vorgaben ab, die für jedes Projekt gelten. In unserem Fall war eine reine Arbeitszeit von ca. 3 Zeitstunden täglich vorgesehen, von Montag bis Donnerstag mit entsprechenden Pausen von 8.00 bis ca. 12.00 Uhr, am Freitag Präsentation und Besichtigung der anderen Projekte (manche Schulen machen daraus einen „Tag der offenen Tür“), Abbau, Aufräumarbeiten. Die Dauer des Projekts ist auf 4 Tage und alles in allem maximal 20 Stunden angelegt. Einen Schultag vor der Projektwoche sollte ein erstes Treffen stattfinden: Kennenlernen der Teilnehmer, Ideen, Wünsche, Vorstellung des Projekts und Nennung der notwendigen Arbeitsmaterialien: Schere, Kleber, Buntstifte, zwei, drei ausrangierte Betttücher, evtl. Schießdraht zum späteren Verbinden der Kartons. Es bedarf gewiß einiger Überwindung, ein religionspädagogisches Thema angesichts der „Voltigier“ - oder „Wir bauen ein Feuchtbiotop“-Konkurrenz zum Gegenstand einer mehrtägigen Unterrichtsveranstaltung zu machen; zumal jeder Religionslehrer die spezifische Problematik des Religionsunterrichts tagtäglich und hautnah in Einzelstunden erlebt. Wie die Durchführung gezeigt hat, lohnt es sich aber, solche Bedenken zu überwinden.

Die Durchführung: Der erste Tag

Gemeldet hatten sich 19 Kinder, etwa je zur Hälfte aus der Jahrgangsstufe 5 und 6. Alle hatten übrigens ihr Bastelzeug dabei. Auch die, die am Vorstellungstag gefehlt hatten. Die Projektbeschreibung, die eine Woche lang ausgehangen hatte, erfüllte ihren Zweck. Das zahlenmäßige Übergewicht von 15 Jungen garantierte einen größeren Lärmpegel, einen eher ‚dynamischen‘ Arbeitsstil auf Kosten der Ästhetik und todsicher einen Streit darüber, wer das Römerlager bauen darf.

Damit jeder Schüler die gleiche Chance der Auswahl bekam, legte ich die Schnittmusterbogen vor der ersten Stunde in einer langen Reihe aus, beschrieb Vorgehensweise und Tagesziel; anschließend hatten die Schüler die freie Auswahl. Wie erwartet, blieb der Brunnen, ein Herzstück der Rekonstruktion, liegen, während sich einige Schüler Redeschlachten darüber lieferten, wer sich als die wahren Aster- und Obelixe des Römerlagers annehmen dürfe. Für den Brunnen suchte ich einen Schüler aus und erklärte ihm seine große Bedeutung für die Menschen damals. Allmählich gaben sich die falschen Asterixe freiwillig zu erkennen und die Mädchen blieben auf Marktständen und Beduinzelteln sitzen. Die Häuser entpuppten sich zunächst als Ladenhüter.

Von Anfang an und etwa zwei Tage lang herrschte eine relativ strenge Arbeitsatmosphäre. Alle Schüler saßen konzentriert an ihren Tischen, malten, schnitten, falzten, berieten die Farbwahl, besorgten beim Nachbarn andersfarbige Buntstifte. Wir hatten uns im Vorgespräch auf den Verzicht von Filzstiften geeinigt. Wenn im Ergebnis die Farben auch blasser wirken, werden die Modelle nicht totgeschlagen und die teilweise versteckt und liebevoll eingezeichneten Nuancen bleiben so erhalten. Mir wurde insgesamt bei diesem Arbeitseifer etwas bange. Ich überlegte schon, wie ich die restliche Zeit füllen könnte, wenn die so weiterarbeiteten. Doch noch voltigieren? Mein Pausenangebot wurde fürs erste aus-geschlagen, aufgestanden wurde in dieser Phase lediglich zum Spitzten der Buntstifte. Später auch das nicht mehr; auf jedem Tisch bildeten sich kleine Häufchen aus Spitzresten.

Allmählich setzten an den Gruppentischen die ersten Äußerungen ein: Selbstgespräche: („Mein Marktstand sieht aber toll aus. Aber jetzt muß ich die Tussi da malen!“), unadressierte Fragen („Wie waren damals eigentlich die Steine?“), Rationalisierungsvorschläge („Ach Mensch, kannst Du nicht die langweilige Mauer ausmalen?“), Belehrungen („Hier liegt ja ein Toter“, „Quatsch, der ist nicht tot, der ist krank und soll geheilt werden!“), Detailfragen an mich, wo ich auf die schnelle

überfragt war: "Welche Früchte wissen Sie für den Marktstand? Datteln, Feigen! Und was noch?"

Gegen Ende dieser intensiveren Phase setzten kleinere Rundgänge gekoppelt mit zaghafter Kritik ein. Man will sehen, was andere so machen. Wurde dem ersten fertigen und stolz in die Höhe gezeigten Zenturio kaum Beachtung geschenkt ("Der sieht ja genauso dämlich aus wie bei Asterix und Obelix!"), begann man allmählich zu vergleichen. Die Schüler nahmen die verschiedenen Figurengrößen als Mangel wahr und störten sich an der fehlenden Relation zwischen Menschen und Gebäuden. So paßt beispielsweise besagter Zenturio nicht in ein Haus. Angesichts der Form ("Das sieht ja aus wie ein Würfel!") und der Kleinheit der Wohnhäuser ("Ich habe gedacht, die wären größer.") macht sich leichte Enttäuschung breit, die ich leider ignorierte. Besser wären knappe Erläuterungen zu den damaligen Lebensverhältnissen und der Hinweis auf die Materialien gewesen.

Bei größeren Gebäuden, beispielsweise den Mauern und Wehrtürmen des Römerlagers, fehlte die Abstimmung in der Farbgebung. Etwas, was ich ebenfalls übersehen hatte. Ein Turm war entgegen der Absprache in tiefem Filzstiftbraun, ein Turm in Karminrot ausgemalt worden. Angesichts der ehemals praktischen Funktion eines solchen Lagers ein sicher verzeihlicher ästhetischer Fauxpas.

Am Ende dieses Vormittags bestimmte mich der Eindruck, daß die Schüler großen Spaß gehabt hatten. Einige sagten auch, daß es ihnen vielmehr Spaß gemacht hätte als normaler Unterricht, einige wollten wissen, wo sie sich einen solchen Schnittmusterbogen besorgen könnten. Es war intensiv (und bereits vorzeigbar) gearbeitet worden; und zwar viel akribischer, als ich erwartet hatte. Die fertigen Sachen ließ ich bis zum zweiten Tag neben die noch unbearbeiteten Schnittbogen stellen. So konnte man sich gleichzeitig einen Eindruck darüber verschaffen, wie die Arbeit voranging und was noch zu tun war. Für den nächsten Tag wurden viele Pappkartons für den Berg benötigt, die die Schüler besorgen sollten.

Der zweite Tag Am zweiten Tag schuf Gott Himmel und Erde; wir machten uns immerhin schon an einen Berg heran. Die Pappkarton-Ausbeute war übrigens eher mickrig. Mit den drei mitgebrachten Kartons hätte es gerade zu einer Tiefebene am Toten Meer gereicht.

An diesem Morgen galt es, ein didaktisches Problem zu lösen. Eigentlich hätte ich gern den "synthetischen Effekt" am Ende gehabt: Aus vielen Teilen wird ein Ganzes: aus armer-Leute und reicher-Leute-Häusern, aus Ständen, Pappkartons, Figuren etc. entsteht am Ende diese Stadt.

Daraus wurde aber nichts. Denn ab der Mitte dieses Vormittags machte sich bei zwei, drei Schülern eine gewisse Lustlosigkeit breit. Sie wollten etwas Neues machen. Die nächste Aufgabe hätte in der Ausarbeitung thematischen Arbeitsblattes zur "Zeit und Umwelt Jesu" bestehen müssen. Das wäre der konsequent folgende methodische Schritt gewesen. Ziel: Die Schüler mit Hilfe kleinerer Referate über die Lebensweise und Lebensbedingungen der Menschen damals zu informieren. Didaktisch ist das der Versuch, gemeinsam mit der Anschauung Verständnis zu wecken.

Da ich den Schülern aber eine Abwechslung gönnte und eine Alternative zum eher konzentrierten Sitzen anbieten wollte, schickte ich sie in den nächstgelegenen Supermarkt, damit sie weitere Pappkartons besorgten. Als die im Klassenraum auf einem großen Haufen lagen und sowieso gestapelt werden mußten, lag es nahe, gleich an den Bergbau zu gehen.

Eigentlich hätte ich die Basis des Berges gerne aus einer Reihe fest aneinandergfügter Kartons und seine Oberfläche aus Pappmache gebildet. Aber Achtung! Die Herstellung von Pappmache braucht viel Tapetenkleister, sehr viele Zeitungen und vor allem Zeit zum Trocknen. Dazu war es am Ende des zweiten Tages eigentlich schon zu spät. Wer wie ich keine Erfahrung mit diesem Material hat, bereite also gut vor oder bitte rechtzeitig einen Fachmann um Rat und - besser noch - um Tat!

Ich beschränkte mich schweren Herzens auf die abbaubare Variante. Zum Trost erinnerte ich mich an die vielen liebevoll gebauten Kulissen diverser Theater-AG's, die seit Jahren auf irgendwelchen Schulböden dahingammeln. Wir starteten eine Art Probelauf und rückten einige Tische als Unterbau zusammen. Darauf wurden einige Kartons plaziert, ein mitgebrachtes weißes Bettuch darbüberegelegt und einige Gebäude daraufgestellt. Auf diese Weise entstand eine Andeutung von Landschaft. Schnell wurde klar, daß diese Anlage für die vielen Gebäude zu klein sein würde. Eine größere Grundfläche verlangt mehr Kartons, mehr Platzbedarf hieß mehr Hektik, größere Störung für die, die noch ausschnitten, malten, klebten. Hier befand sich demnach die erste Gelenkstelle; und zwar im Übergang von der ruhigen, versonneneren Herstellung der Modellhäuschen zur hektischeren Errichtung der Anlage selbst.

Und: Ist man erst einmal so weit und errichtet die Stadt, fällt die Motivierung für die Ausarbeitung der Referate schwer. Hier befindet sich eine zweite wichtige Gelenkstelle. Die Schüler wollen die Einzelteile zusammen und die gesamte Anlage aufbauen. Für anderes sind sie kaum zu haben und empfinden es als lästige Ablenkung. Als ich einen Schüler bat, sich einmal eins der Arbeitsblätter anzusehen, fragte der mich, ob ich auch noch andere Aufträge anzubieten hätte.

Insgesamt stand das Ende dieses zweiten Tages im Zeichen einer sich wandelnden Arbeitsatmosphäre. Das Basteln mit den Schnittmusterbogen wurde allmählich abgeschlossen, hier und da fanden sich Arbeitsgruppen zusammen, um z.B. das Römerlager zusammenzubauen (da wurde entsprechend geredet und gestikuliert) und der Bergbau kam allmählich in Schwung. Ein offenes Problem blieb die Platzierung der Arbeitsblätter, die die Anlage der Stadt notwendig vorbereiten sollten. Eine Idee war gewesen, sie zu Hause ausarbeiten zu lassen. Davon kam ich allerdings sehr schnell ab: Am Vormittag Projektwoche als alternative Unterrichtsform und nachmittags Hausaufgaben wie ehemals, um auf diesem Wege die entgangenen Lernziele doch noch mitzunehmen - da rebellierte mein reformpädagogisches Gewissen.

Der methodische Fehler war offensichtlich. Von Anfang an hätte für die Schüler klar sein müssen, daß zur Bearbeitung eines bestimmten Schnittmusterbogens entsprechende Hintergrundinformationen gehören. Daß die nun der Schüler liefert, der auch das entsprechende Gebäude ausgemalt und zusammengeklebt hat, muß nicht sein. Hier sind durchaus Variationen denkbar. Wichtig ist zudem die Frage der Präsentation. Man kann keinem Menschen die 15 Probekreise, die in den Arbeitsblättern angesprochen sind, an einem einzigen Tag zumuten.

Der dritte Tag An diesem dritten Tag sollte die Stadt auf dem Berge werden. Damit wir ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen brauchten, sollte der Berg hoch werden und gleichzeitig eine plane Ebene bieten. Das war nicht so leicht zu bewerkstelligen. Man braucht eine immense Zahl Pappkartons und viel Geduld, um sie wunschgemäß zu arrangieren. Die Basis bildeten Kartons, die etwa so groß wie Umzugskisten waren. Wir vergeudeten sehr viel Zeit damit, diese Basis fest und damit semitransportabel zu gestalten, indem wir die einzelnen Kartons mit Schießdraht miteinander zu verbinden suchten. Neben dem hohen Zeitaufwand war es ineffektiv, weil der schmale Draht in der Regel so in die Pappe einschneidet, daß wir nur mit viel Geschick die gewünschte Festigkeit erzielten. Außerdem mühten sich einige Schüler damit ab, während andere gelangweilt herumsaßen. Vor allem stellt sich die Frage, welchen Sinn ein solch fester Unterbau hat, wenn, wie in unserem Fall, nach der Präsentation doch alles wieder demontiert werden muß.

Mir scheint nach diesen Erfahrungen ein einfacher Unterbau aus Tischen sinnvoll, auf dem anschließend mit weniger und kleineren Kartons die Bergformation entsprechend simuliert werden kann. Als Abdeckung empfehlen sich ausrangierte Bettücher. Die sollten weiß sein und angemalt werden können. Entweder hat man Ocker oder jemanden, der Ocker machen kann, zur Hand. In unserem Fall mischte eine Kunstlehrerin aus irgendwo aufgetriebenen Farberesten die entsprechende Farbe zusammen. Wir legten die weißen Bettücher auf den rauhen Asphalt des Schulhofs und strichen sie mit breiten stumpfen Pinseln ein. Der Vorschlag eines

Schülers, das Bettuch durch Draufpinkeln gelb einzufärben fand übrigens keinen Anklang. Durch den ungleichmäßigen Untergrund entstand der schöne Effekt einer realistisch wirkenden Oberflächenstruktur, weil sie die Kargheit einer mediterranen Landschaft optisch wiedergab. Architektengrün und Fallerhäuschen-Bäume sind dagegen Kinkerlitzchen.

Reiseschriftsteller vergangener Zeiten orientierten sich bei der Erschließung von Städten zunächst an der geographischen Lage, der Bewässerung, dem Grundriß, dem Wappen der bereitesten Stadt. Diesem Modell folgend brauchte unsere Stadt Geographie, Wasser und einen Grundriß. Eingedenk der historischen Tatsachen wäre vielleicht die Schaffung eines römischen Feldzeichens ein sinnvoller Ersatz für das Stadtwappen.

Wie macht man eine Geographie? Ich behalf mir mit einer Karte Israels, mit deren Hilfe ich in einem kleinen Vortrag die politische Situation Palästinas erläuterte. Hier gibt es gewiß originelle Möglichkeiten. Dias oder Filme können ergänzend eingesetzt werden. Als ich auf die klimatischen Verhältnisse zu sprechen kam, ergab sich die Frage nach dem Wasser und der Bewässerung von selbst. Der Schüler, der den Brunnen gebastelt hatte, hielt auf mein Bitten hin nun doch ein kleines Referat und beschrieb mit Hilfe des Arbeitsblattes die zentrale Bedeutung der Wasserversorgung in einem so heißen Land. Als Schlußpunkt plazierte er den Brunnen, dem er während der Bauzeit so gar nichts abgewinnen konnte, "mittendrin". Das war der Startschuß für die Stadtgründung. Das fällige Auspicium schenkten wir uns aus Zeitgründen. Einen Grundriß brauchten wir nicht, weil uns zunächst relativ wild ansiedelten: jeder wo und wie er mochte. Der Mensch mit der Synagoge blickte allerdings etwas ratlos drein und das Römerlager protestierte, weil sich just an ihrem präferierten Ort die Hautevolee breitmachen wollte. Sehr bald registrierten die Schüler, daß es nicht ging. Wie es besser gehen könnte, war an diesem Tag nicht mehr sinnvoll zu besprechen. Die Zeit wurde zu knapp. Mir war das nicht unrecht, weil ich insgeheim Befürchtungen gehegt hatte, daß zwei weitere Projektstage nicht mehr sinnvoll gefüllt werden könnten. Jetzt sah ich allmählich Land.

Die Fertigstellung: Wegen der Sonne hatten alle Häuser die Türen nach Norden, wo sie im Schatten lagen. Wegen des Windes, der vom Westen - vom Meer her - weht, lagen die Häuser der reichen Leute meist im Westen einer Stadt, während die Armen im Ostteil wohnten, wo der Wind den Rauch der vielen Backöfen und Feuerstellen hinbläst." Solche Angaben in den Arbeitsblättern geben unschätzbare Strukturierungshilfen an die Hand. Insgesamt wünschte man sich mehr davon. Allerdings kann man einiges rekonstruieren und im Gespräch erschließen, daß der Brunnen vertieft und an zentraler Stelle, das Römerlager möglichst erhöht plaziert werden muß und sich der Marktplatz in unmittelbarer Nähe zur Synagoge befinden sollte. Daß es Geschäfts- und Handwerkerstraßen, Wohnviertel und ein in sich geschlossenes Nomadenlager am Rande der Stadt gab, war nach den Vorarbeiten kein Geheimnis mehr. So schufen wir im Groben einen Grundriß, wiesen Wohngebiete aus, erwogen Varianten und veränderten hier und da die Bergformation, wenn ganz und gar der Platz für eine Besiedlung nicht reichte. Für das Römerlager wollten die Spezialisten den Felsen wegsprengen. Ich habe das verboten. Die Häuser, Stände, Zelte etc. wurden aufgeklebt. Hinzu kamen die vielen, in der Regel sehr lustigen Figuren. Immer wieder Erstaunen: "Die Kamele sind ja größer als das Haus?" Ein Kenner: "Wieso? Das ist doch immer so, daß die in den I. Stock reingucken können." Einer läßt Legionäre ganz dicht am Römerlager entlangmarschieren, um so deren weiße Rückseiten zu kaschieren. 'Die Wache hier paßt auf, daß sich von hinten kein Spion einschleichen kann.' Ich lobte den Schüler für seine Wachsamkeit.

Den Ausfall der Referate - irgendwie gab es für sie nie den "kairos" - versuchte ich möglichst unaufdringlich, d.h. unschulisch (Projektwoche, sie!) zu kompensieren. Dies geschah mal laut, so daß es jeder mitbekommen sollte, mal eher leise und im Einzelgespräch. Was z.B. eine Synagoge ist, sollte jeder wissen, die Bezeichnungen "Sadduzäer", "Pharisäer" und Priester jeder kennen. Auch daß Palästina zur Zeit Jesu römische Besatzungszone war und sich so die Existenz von Käserne und römischem Amtsgebäude erklären, war von allgemeinem Belang. Ganz

allmählich entstand wirklich unsere Stadt auf dem Berg. Wir vergaßen übrigens ganz, ihr einen Namen zu geben. Schön sah sie aus. Und recht imposant! Vielleicht doch etwas blaß in der Farbgebung, sicher mit vielen Fehlern in der Anlage, auch roch sie durch die Plakafarbe ganz schön übel, aber aufs ganze gesehen wirkte sie lebendig, und vor allem war sie unser Werk. Immerhin steckten inzwischen schon fast vier Tage kontinuierlicher Arbeit darin! Normalerweise verläuft der Tag vor der Präsentation recht hektisch. Irgendwie hat man als Projektleiter das Gefühl, die Ergebnisse halten einem kritischen Blick nicht stand. Zweifel regen sich: zu phantasielos? Zu wenig Ergebnis bei zuviel Zeitaufwand? Präsentationswürdig? Je nach Charakter und Erfahrung reagieren die Schüler auf solche Situationen. Wer sie von früheren Projektwochen kennt, macht sich möglichst aus dem Staub. Wer nicht, folge unauffällig. Phlegmatiker stehen mit verschränkten Armen ständig im Weg herum, Ignoranten fechten mit Uhuflaschen, Sensiblere verlieren häufig die Nerven und helfen dem Lehrer, der kaum noch delegiert, sondern alles selber macht. So war es diesmal eigentlich nicht. Meine Nervosität hielt sich in Grenzen. Zu keinem Zeitpunkt hatte ich das Gefühl, das Erreichte sei zu spärlich, die Ergebnisse seien schlecht vorzeigbar. Klar hätte man noch eine Menge machen können. Aber ehrlich gesagt hatte ich auch keine große Lust, den Nachmittag dranzuhängen. Und eigentlich war es auch gar nicht nötig. Siehe oben! Unsere Stadt kam gut bei Schülern und Lehrern an. Was gut war, was verbesserungswürdig ist, all das ist in diese kleine Projektbeschreibung eingeflossen. Bedauerlich war wirklich, daß am Schluß alles wieder abgebaut werden mußte. Es tröstete, daß die meisten Gebäude reißenden Absatz fanden. Besser Ausverkauf als Dachbodentod!

Schlußbemerkung: Projektwoche! Ich muß gestehen, ich gehöre immer noch nicht zu denen, die das pädagogische Funkeln in den Augen haben, wenn das Thema auf der Tagesordnung einer Gesamtkonferenz steht. Aber statt daß ich heute lästere, ziehe ich dann mein Adressbüchlein heraus, blättere und flüstere schließlich leise vor mich hin: "Komm, wir bauen eine Stadt!"

Friederike Sagebiel und Rainer Herich